



MIX

MAGAZIN FÜR VIELFALT
GRAUBÜNDEN

Vernetzt und immer bunter Familien leisten als kleinste gesellschaftliche Einheit oft Grosses

Lokaltermin In Chur lädt eine ganz besondere Stadt-oase zur Begegnung ein

Déjà-vu Als man noch Katholiken abschieben wollte

Inhalt

EDITORIAL

NACHGEFRAGT

3 Alex Fiva über sein internationales Leben

THEMA

4 Vernetzt und immer bunter

In der Schweiz wachsen Kinder und Jugendliche heute mehrheitlich in Haushalten mit Migrationshintergrund auf → Seite 4

8 Flurina Graf über die Familienlandschaft im alpinen Raum

10 Aus dem Rahmen gefallen: Drei Familiengeschichten

KANTON GRAUBÜNDEN

12 Lokaltermin in Chur: Grünbuntes Treiben

14 Fachstelle Integration: Geflüchtete aus der Ukraine

16 Engagiert: Adora Fischers Blick über den Tellerrand

DÉJÀ-VU

17 Personenfreizügigkeit

Die Niederlassungsfreiheit war Menschen aus anderen Dörfern und Kantonen lange verwehrt → Seite 17

MIXER

17 Carte blanche für Usama Al Shahmani

LEBENSNAH

18 Wunde Punkte

Mehrfachdiskriminierung wird statistisch kaum erfasst. Der Gehörlose, schwule und einst adoptierte Cristian Verelst ist nur ein Beispiel → Seite 18

INTEGRIERT

20 Die Büchsenravioli

IMPRESSUM



FELIX BIRCHLER
INTEGRATIONS-
DELEGIERTER
KANTON
GRAUBÜNDEN

Liebe Leserin, lieber Leser

Das Thema Familie beschäftigt uns alle, ob wir wollen oder nicht. Erfreulicherweise verbinden es Menschen weltweit und in jeder mir bekannten Kultur vor allem mit positiven Werten. Ich etwa mit Liebe, Geborgenheit oder Sicherheit. Das erstaunt nicht, denn tatsächlich bietet das Gemeinschaftsmodell die Chance, alltägliche Freuden zu teilen und sich den Herausforderungen des Lebens gemeinsam zu stellen.

Auch die weltweite und in der Schweiz vorhandene Vielfalt an Familienformen fasziniert mich, denn jedes Modell verrät immer auch etwas über die Gesellschaft und ihre kulturellen Normen, in der es gelebt wird. In manchen Gesellschaften stehen aus guten Gründen Grossfamilien mit mehreren Generationen im Zentrum, in anderen, aufgrund ebenso nachvollziehbarer Umstände, eher Klein- oder Einelternfamilien. Selbst Wahlfamilien wie Wohngemeinschaften werden – je nachdem – als Familie verstanden und erfüllen ihre Aufgaben für die Beteiligten und die Gesellschaft.

Vor besonderen Herausforderungen stehen Familien, wenn sie das gewohnte Umfeld verlassen und sich in einer Situation wiederfinden, in der Menschen und Institutionen ganz andere Vorstellungen bezüglich des familiären Zusammenlebens haben als sie selbst. Ein Umzug von einer Grossstadt in eine kleine Berggemeinde kann das Familiengefüge und die einzelnen Mitglieder genauso stressen wie die Migration von einem Kontinent auf einen anderen. Was bedeutet das für Familien mit Migrationsgeschichte in Graubünden? Weshalb reagieren die einen mit Rückzug oder erleben Spannungen und Konflikte? Wie schaffen es die anderen dank vereinter Kräfte, zusammen neue Möglichkeiten zu entdecken und Schritt für Schritt anzukommen? Darüber und über einige Aspekte mehr berichten wir in dieser Ausgabe der MIX.

Eine bereichernde Lektüre! ●



«Dann kann man plötzlich etwas wie sonst niemand»

Alex Fiva kommt nicht nur durch das Skicross weit herum. Der Olympia-Silbermedaillengewinner und Weltmeister ist auch familiär mit der Welt verbunden.

INTERVIEW:
PHILIPP
GRÜNENFELDER
FOTO:
SWISSSKI,
STEPHAN BOEGLI

MIX: Herr Fiva, Sie sind Doppelbürger Schweiz/USA. Wie kam es dazu?

Alex Fiva (AF): Den US-Pass besitze ich, weil ich in Kalifornien geboren bin. Mein Blut hingegen ist norwegisch und schweizerisch. Meinen Vater zog es einst von Nordeuropa in die Staaten, wo er meine Schweizer Mutter kennenlernte. Deshalb der Geburtsort Newport Beach. Bis zum Schuleintritt wohnten wir mal in den USA, mal hierzulande – erst danach ganz in Graubünden. Erinnerungen an die USA habe ich allerdings vor allem wegen Ferienbesuchen bei meiner Grossmutter, die ebenfalls dort lebte.

MIX: Die Skicross-Tour ist genauso international und scheint doch auch familiär zu sein. Hat Sie das angezogen?

AF: Der Sport hat sich in den letzten Jahren stark verändert und ist erfreulicherweise populärer und professioneller geworden. Der familiäre Charakter ist heute weniger ausgeprägt. Innerhalb des Schweizer Teams liegt er mir aber noch immer sehr am Herzen. Wir verbringen schliesslich viel Zeit zusammen. Vom alpinen Skisport zum Skicross bin ich vor allem wegen technisch-sportlichen Aspekten gewechselt. Das Messen Mann gegen Mann faszinierte mich mehr; erst in diesen Direktduellen blühte ich auf – und tue es bis heute.

MIX: Sie haben mittlerweile eine eigene Familie. Welche Werte oder Erfahrungen aus dem Sport geben Sie Ihren Kindern weiter?

AF: Macht auf keinen Fall Skicross! Man riskiert alles und verdient nichts! (lacht) Im Ernst: Ich bin kein Trainingsweltmeister und auch bei Leistungstests nie der Beste. Aber in bestimmten Lebensmomenten und unter gewissen Umständen werden plötzlich Fähigkeiten jenseits der herkömmlichen Erwartungen zum Vorteil. Wenn man auf diese persönlichen Stärken vertraut, kann man plötzlich etwas wie sonst niemand. Solche Dinge vermittele ich ihnen.

MIX: Könnten Sie sich vorstellen, mit Ihrer Familie im Ausland zu leben, zum Beispiel an Ihrem Geburtsort?

AF: Lange hätte ich sowas sehr interessant gefunden, aber mit Kindern verändern sich die Bedürfnisse und jetzt sind wir gerade am Thunersee sesshaft geworden. Den Horizont erweitere ich erst mal weiter auf meinen beruflichen und privaten Reisen sowie in den Begegnungen mit meinen internationalen Freundschaften.

MIX: Kurz nach Ihren grössten sportlichen Erfolgen warf Sie eine Knieverletzung zurück. Was motiviert Sie auch mit 37 Jahren noch zum Weiterkämpfen?

AF: Ich mache Skicross nicht nur für den persönlichen Erfolg, die gemeinsame Weiterentwicklung des Sports bedeutet mir genauso viel. Ich nehme es jetzt Schritt für Schritt – die Heim-WM 2025 in St. Moritz wäre schon toll...



Vernetzt und immer bunter Familien leisten als kleinste gesellschaftliche Einheit oft Grosses. Ihre Mitglieder stehen nicht nur finanziell füreinander ein, sondern auch organisatorisch und mental. In der Schweiz wachsen Kinder und Jugendliche heute mehrheitlich in Haushalten mit Migrationshintergrund auf. Neben immer vielfältigeren Familienmodellen hat diese «neue Normalität» so manchen Einfluss auf das familiäre Zusammenleben.

TEXT: PHILIPP
GRÜNENFELDER
ILLUSTRATIONEN:
LORENA PATERLINI

Fein abgestuft wie eine Treppe. Von Vater über Mutter zu Kind eins und Kind zwei. Vielleicht noch zum vierbeinigen Rocky, ganz zuletzt am rechten Rand. So in etwa zeichnen viele Kinder Familien – egal, welchen Buntstift sie für die Hautfarbe verwenden. Ähnlich, aber bisweilen in anderer Zusammensetzung zeichnen Politikerinnen und Politiker Familienporträts. Und nochmals andere Bilder bringt die Realität selbst hervor. Aber Hand aufs Herz! Wir wünschen uns in Familien alle sicher eines: Liebe, Geborgenheit und das Gefühl, sich aufeinander verlassen zu können – egal, wie sie zusammengesetzt ist, und einmal abgesehen davon, dass die Wirklichkeit dem Wunsch so manchen Strich durch die Rechnung machen kann. Doch wie ist es um dieses mal stärkere, mal losere Gefüge in der Schweiz bestellt?

Very internazionale

Drei Viertel aller Kinder und Jugendlichen unter 25 Jahren leben gemäss Bundesamt für Statistik in einem klassischen Familienhaushalt mit einem verheirateten Paar. Graubünden liegt leicht über diesem Wert, aber auch hier nimmt die

Vielfalt an Familienmodellen und Haushaltformen kontinuierlich zu. Eineltern-, Patchwork- und Regenbogenfamilien erweitern den Blick auf unsere Normen des Zusammen-

oder Alleinlebens genauso nachhaltig wie Single- und Paarhaushalte ohne Kinder sowie Wohngemeinschaften. Bereits das neue «klassisch» in Bezug auf Vielfalt ist die Internationalität. Über die Hälfte derselben Kinder und Jugendlichen lebt hierzulande nämlich in einem Haushalt mit Migrationshintergrund, das heisst zusammen mit mindestens einem Mitglied, das keinen Schweizer Pass besitzt oder im Ausland geboren ist. Selbst Familien ohne Migrationshintergrund sind durch die Individualisierung und Mobilität immer häufiger über Landesgrenzen hinweg vernetzt. Eine Cousine zieht für den neuen Job von St. Moritz in die USA, ein Bruder für das Studium von Chur nach Schweden und der neue, online kennengelernte Partner zügelt von Slowenien nach Zillis...

«Alle Familien müssen balancieren können zwischen Orientierung nach innen und Öffnung nach aussen.»

Migration als Familienprojekt

Entsprechend breit gefächert sind die Themen, mit denen Familien konfrontiert sind. Nadia Baghdadi ist promovierte Sozialgeografin und lehrt und forscht am Institut für Soziale Arbeit der Ostschweizer Fachhochschule. Sie weist darauf hin, dass bereits die Migration an sich meist ein Familienprojekt ist. «Wenn wir über Migrantenfamilien sprechen, möchte ich zuerst allerdings betonen, dass es die Migrantenfamilie selbstverständlich gar nicht gibt», sagt sie. Tatsächlich ist die Vielfalt in der Schweiz auch ohne Migration gross und es braucht für die Beschreibung von Familien bspw. in der Integrationsarbeit realitätsnähere Modelle als allein die nationale oder kulturelle Herkunft. Etwa dasjenige der Sinus-Milieus. Es gruppiert Menschen nach ähnlichen Lebensauffassungen und Lebensweisen. Grundlegende Wertorientierungen werden dabei genauso berücksichtigt wie AlltagsEinstellungen – zu Arbeit, Bildung, Erziehung, Freizeit, Gesundheit, zu Medien, Geld oder Konsum. So betrachtet, verbindet ein nach Chur gezogenes Akademikerpaar aus Istanbul oder Lissabon meist mehr mit dem hier aufgewachsenen Akademikerpaar als mit dem aus Ostanatolien oder den Azoren migrierten Paar ohne grossen Bildungsrucksack.

«Gemeinsam ist Migrantinnen und Migranten, dass die Notwendigkeit für das Verlassen des Herkunftslands und die Entscheidung wer migriert, sehr oft im Familienverbund getroffen wird», erklärt Baghdadi. Das sieht auch Andrea Lanfranchi, emeritierter Professor und Fachpsychologe für Psychotherapie sowie Kinder- und Jugendpsychologie, so: «Selbstverständlich gibt es auch Einzelentscheidungen im Sinne von «Jeder ist seines Glückes Schmied», aber das entspricht eher dem Modell einer urbanen bzw. westlichen Mittelschicht. «In anderen Gesellschaften braucht es für den Migrationsentscheid erfahrungsgemäss das Einverständnis der Familie», betont er, also konkret die moralische und besonders auch die finanzielle Unterstützung, «weil es ohne Geld unmöglich ist, zu reisen und vor allem zu flüchten.»

Zusammen ankommen

Die Herausforderungen im hiesigen Alltag gestalten sich laut Baghdadi für viele Familien grundsätzlich ähnlich, ob mit oder ohne Migrationshintergrund. Sie nennt insbesondere jene der Vereinbarkeit von Beruf und Familie oder der Aufteilung der Haus- und Betreuungsarbeit. «Die Organisation der Familie ist quer durch alle sozialen Schichten ein häufiger Streitpunkt», erklärt sie. «Allerdings engagieren sich Männer der ersten Migrationsgeneration – entgegen





dem typischen Bild – signifikant viel häufiger in Haus und Garten als Männer in anderen Bevölkerungsgruppen», unterstreicht sie mit einem Augenzwinkern. Vor spezifische Herausforderungen stellt zugewanderte Familien vielmehr der Integrationsprozess und die damit verbundenen Erwartungen. Sofern ihr Gefüge intakt ist, kann allerdings gerade die Familie dabei zur grossen Ressource werden.

«Kinder haben oft eine vermittelnde Funktion, weil sie die lokale Sprache schneller lernen.»

Hier lohnt sich ein Blick auf die Bedeutung von Familie in den Herkunftsländern. Während sie im Kontext von urbanen Dienstleistungsgesellschaften wie der Schweiz zu-

nehmend ähnlich vielseitige Funktionen übernimmt, ist die Familie in Regionen, wo ein Sozialversicherungssystem wie die AHV und das Gewaltmonopol des Staates durch die Polizei nicht existieren, die einzig funktionierende Institution. «Sie gewährt den Einzelnen Schutz, Sicherheit und Stabilität», erklärt Lanfranchi. «Dafür verlangt sie aber auch viel vom einzelnen Mitglied, nämlich eine unerschütterliche Loyalität», ergänzt er, weshalb die Individualisierung und Autonomieorientierung, wie wir sie kennen, ein Luxus sei, den sich in vielen Ländern nur wenige leisten könnten.

Entweder oder?

Migration ist immer mit einer biografischen und kulturellen Neuorientierung für die einzelnen Mitglieder und das Familiengefüge verbunden. In der Schweiz neu entdeckte gesellschaftliche Möglichkeiten können Letzteres strapazieren. «Alle funktionierenden Familien, ganz besonders bei Migrantinnen und Migranten, müssen balancieren können zwischen der Orientierung nach innen und der Öffnung nach aussen», sagt der Psychologe. Also beispielsweise zwischen den Traditionen und Ritualen, die nur für eine bestimmte Familie gültig sind, und den Traditionen

der Aufnahmegesellschaft, damit der Zugang zum Neuen möglich wird. «Gelingt das nicht, besteht die Gefahr der Stagnation, der Rigidität, der Abschottung», so Lanfranchi, der auch gleich das Gegenbeispiel nennt: «Ist eine Familie zu stark nach aussen geöffnet, assimiliert sie sich zu schnell, kann es zu Instabilität kommen.» Im schlimmsten Fall habe das zähe Konflikte oder gar häusliche Gewalt zur Folge. «In dieser labilen Phase der Neuorientierung führen manche Migrationsfaktoren zu zusätzlichem Stress», begründet er und nennt Beispiele wie den Verlust des verwandtschaftlichen Unterstützungssystems, fehlende Sprachkenntnisse, finanzielle Herausforderungen, die Ungewissheit über den Aufenthaltsstatus oder eben Loyalitätskonflikte zwischen Eltern und Kindern.

Nadia Baghdadi pflichtet dem bei: «Kinder und Jugendliche mit Migrationshintergrund müssen sich in der Identitätsbildung zusätzlich zu den allgemeinen Findungsthemen ihres Alters oft auch mit ihrer Herkunft, mit Religion oder mit gesellschaftlicher Abwertung und Diskriminierung auseinandersetzen.» Dabei würden die Traditionen der Eltern gemäss verschiedenen Studien in der Regel individuell, kritisch und eigenständig interpretiert. «Die Mehrheit betont beispielsweise, dass Religion in ihrem Alltag eine relativ unbedeutende Rolle einnimmt und andere Themen wichtiger sind», so die Sozialgeografin. Und: «Dieses Abtasten führt heute nicht mehr automatisch zu Entweder-oder-Fragen. Eine Mehrzahl der Jungen fühlt sich ganz einfach mit mehreren Ländern verbunden, fügt sich aktiv ein und entdeckt oder pflegt dabei bewusst auch Traditionen der Grosseltern und Eltern», beobachtet sie. Damit bestätigt die neuere Forschung, dass das bisher oft zitierte Bild des familiären Integrationsprozesses entlang der Einwanderungsgenerationen überholt ist. Allein schon aufgrund der breiter gewordenen Palette an Herkunftsländern, insbesondere EU- und EFTA-Staaten, ist es weit weniger oft so, dass die erste Generation aus Selbstschutz stark ihrer Herkunftskultur verpflichtet bleibt, die zweite sich hin- und hergerissen fühlt und die dritte sich ganz der Aufnahmegesellschaft anpasst.

Voneinander profitieren

Gelingt der Balanceakt und ist das Familiengefüge intakt, kann die Familie daraus einen regelrechten Integrations-turbo für alle Beteiligten gleichzeitig formen. «Teilweise ist ein Familienteil ja bereits länger in der Schweiz oder sogar hier aufgewachsen, bevor der andere nachzieht», sagt Baghdadi. «Das bestehende Netzwerk der Partnerinnen, Onkel oder Geschwister öffnet den Hinzustossenden so manche Tür», weiss die Expertin. Wichtige Informationen über das Funktionieren des hiesigen Alltags oder über notwendige Formalitäten und Beratungsangebote würden entsprechend schneller fliessen als bei Menschen ohne Familienanschluss. Auch Kinder übernehmen solche wegweisenden Brückenfunktionen. «Sie haben oft eine vermittelnde Funktion, weil sie die lokale Sprache schneller lernen und neue Eindrücke und Wissen aus der Schule heimbringen», weiss Baghdadi. Eltern knüpfen über die

Bildungsinstitutionen Kontakte, lassen sich auf Anregung der Kinder auf neue Freizeitbeschäftigungen ein und sind motivierter, die lokale Sprache zu lernen (vgl. auch Interview mit Flurina Graf, S. 8). In der Regel füge sich diese unterstützende Funktion der Kinder problemlos in den Alltag ein und sie würden teilweise sogar daran wachsen, Fähigkeiten entwickeln, die sie anderen Gleichaltrigen voraus hätten. «Das funktioniert allerdings nur, wenn die Eltern ihre Rolle grundsätzlich wahrnehmen können und den Kindern Stabilität und emotionale Sicherheit geben», schränkt Baghdadi ein. Sei das Elternhaus hingegen psychosozial belastet, könne es zu einer sehr problematischen Rollenkehr kommen. Ebenso, wenn Kinder Übersetzungshilfe in Situationen leisten, die ihnen nicht gerecht werden, etwa bei Arztbesuchen oder auf dem Sozialamt. «Helfen sie aber beim Handykauf, sehe ich darin – auch aus eigener Erfahrung – kein Problem», so die Expertin.

Neues Wissen, neue Kontakte

In belastenden Familiensituationen sind Beratungs- und Unterstützungsangebote gefragt, die sich an den Ressourcen der Familien orientieren und deren Vielfalt berücksichtigen. Ein Stolperstein ist dabei die Erreichbarkeit. Gerade weil sie Schwierigkeiten haben und zum Beispiel unter psychischen Belastungen leiden oder aus Scham vor der Armut zurückgezogen leben, erfahren Familien oft nicht von den Angeboten. «Ebenso die Familien mit konservativ-patriarchalem Gefüge, in dem Frauen und Kinder teilweise nur selten aus dem Haus dürfen und Väter keine Unterstützung suchen», so Lanfranchi. Das habe nicht nur negative Auswirkungen auf die soziale Teilhabe, sondern auch auf die Bildungschancen der Kinder.

Dem nehmen sich in Graubünden neben etablierten Beratungsangeboten und Projekten auch neuere und, gemäss Lanfranchi und Baghdadi, auch vorbildliche Angebote an. So zum Beispiel «Femmes-Tische/Männer-Tische» (siehe Kasten) oder «PAT– Mit Eltern Lernen». Das wissenschaftlich gestützte und international bereits erprobte Projekt wird von Pro Junior Graubünden angeboten und vom kantonalen Gesundheitsamt, dem kantonalen Sozialamt sowie der Fachstelle Integration als Pilot mitgetragen. Die Abkürzung steht für «Parents As Teachers» und genau darum geht es: Eltern mit psychosozialen Belastungen dazu befähigen, ihre Kinder in ihrer altersgemässen Entwicklung selbst zu fördern. Das PAT-Team ist u.a. monatlich zu Gast im Churer Spikl-Treff. Hier finden unter dem namensgebenden Motto «spielend kennen – lernen» und unter der Leitung der Elternberatung und der Kinder- und Jugendarbeit (JuAr) jeweils Dutzende Kinder bis fünf Jahre mit ihren Eltern einen Begegnungsort. «Viele Familien leben in engen Verhältnissen und die Kinder geniessen es, bei uns jeden Mittwochmorgen Raum zum Spielen, Rumkrabbeln und Austoben zu finden», sagt Selma Buzimkic, stv. Leiterin JuAr.

Genauso wichtig sei das kostenlose Angebot für die beglei-

tenden Mütter und Väter. «Viele von ihnen sind neu in der Stadt, kommen aus Eritrea, Deutschland, Zürich, Albanien, Portugal, Basel, der Ukraine und suchen Anschluss. Über die Familienthemen finden sie schnell zueinander und unternehmen bald auch ausserhalb gemeinsame Aktivitäten», freut sie sich. Und wenn nicht, könne das Spikl-Team zum Brückenbauen auf den einen oder anderen Kniff zurückgreifen. «Auch deshalb setzen wir in der Treffleitung auf ausgebildete Spezialistinnen und Spezialisten und nicht auf «einfache Aufpasserinnen», ergänzt Stefanie Dober, Leiterin der Elternberatung. «Wir sind ein Ort, an dem Eltern möglichst unbekümmert Fragen stellen können und sie auch fachgerecht beantwortet bekommen – ohne extra einen Termin buchen zu müssen», so Dober. Das PAT-Angebot passe hervorragend dazu, findet auch Buzimkic. «An diesen Vormittagen sitzen alle besonders gespannt im Kreis und lauschen den bunt ausgeschmückten Kindergeschichten der Verantwortlichen, die scheinbar ganz nebenbei auch Wissenswertes für die Eltern thematisieren», erklärt sie und nennt den Umgang mit Zecken oder den richtigen Sonnenschutz als Beispiel, aber auch das Vermitteln und Vergleichen von hiesigen Bräuchen wie Weihnachten und Ostern mit Traditionen, die manche Kinder und Eltern darüber hinaus praktizieren. So findet im Familienzentrum Planaterra im Kleinen zusammen, was die ganze Gesellschaft heute ausmacht – und es wäre spannend, zu sehen, wie jedes einzelne dieser aufgeweckten Kinder seine Familie und die der anderen zeichnen würde. ●

Es sind Beratungs- und Unterstützungsangebote gefragt, die sich an den Ressourcen der Familien orientieren und deren Vielfalt berücksichtigen.

Im Dialog

Speziell geschulte Moderatorinnen und Moderatoren organisieren für die Fachstelle Integration mit dem Programm Femmes-Tische/Männer-Tische Gesprächsrunden im privaten oder öffentlichen Raum. In ihrer jeweiligen Erstsprache erläutern sie dabei Alltagsfragen zu Familie, Gesundheit und Integration wie z.B. «Gesund sein, gesund bleiben» oder «Mein Kind und die Schule». Die Teilnehmenden erhalten so niederschwellig Informationen und können ihre Erfahrungen in vertrauenswürdigem Rahmen austauschen.



→ integration.gr.ch
(Rubrik: Themen)



«Zugezogene Eltern haben einen grossen Informationsbedarf»

Die Ethnologin Flurina Graf ist Senior Researcher am Institut für Kulturforschung Graubünden. Ein Gespräch über die Familienlandschaft im alpinen Raum.

INTERVIEW: PHILIPP GRÜNENFELDER. FOTO: NICOLA PITARO

MIX: Frau Graf, was verstehen Sie persönlich unter Familie?

Flurina Graf (FG): Wahrscheinlich dasselbe wie viele. Sie ist mein Hauptlebensinhalt und mit starken Emotionen verbunden. Doch die Vorstellungen darüber gehen bekanntlich auseinander und unterliegen einem steten Wandel – auch in der Forschung. Was wir wissen: Die Werte und Normen innerhalb einer Familie sind prägend. Sie mögen von der Umgebung beeinflusst sein, sind aber trotzdem individuell. So unterscheiden sich die Vorstellungen über «gute Erziehung» oder «sinnvolle Freizeitbeschäftigungen» von Familie zu Familie, unabhängig von ihrer Herkunft, und es fällt Eltern schwer, ihre Kinder gegen ihre eigene Überzeugung zu erziehen.

MIX: Heisst das, Eltern lassen sich ungern auf Verbesserungsvorschläge ein?

FG: Der Begriff «Verbesserung» weist schon darauf hin, dass das Verhalten der Eltern als defizitär eingeschätzt wird. Eine solche Haltung stösst unweigerlich auf Ablehnung. Wer aber echtes Interesse daran zeigt, die Einstellungen der Eltern kennenzulernen und ihr Verhalten zu verstehen, schafft damit die Basis für Veränderungsprozesse. Ausserdem motivieren Kinder ihre Eltern immer wieder, Neues auszuprobieren, zum Beispiel Skifahren zu lernen.

MIX: Hat sich das Familienleben im alpinen Raum Graubündens durch die Migration verändert?

FG: Das Familienleben ist im Zuge gesellschaftlicher Veränderungen sowieso permanent im Wandel. Für aus dem Ausland zugezogene Familien hat sich die Situation mit der Einführung der Personenfreizügigkeit im Jahr 2002 stark verändert. Der Familiennachzug wurde möglich. Damit entstanden aber auch neue Bedürfnisse, zum Beispiel nach einer bezahlbaren grösseren Wohnung oder nach familienergänzenden Kinderbetreuungsangeboten, die zu den Arbeitszeiten passen. Dies ist insbesondere in den Tourismusregionen, wo viele Migrantinnen und Migranten in der Hotellerie oder dem Baugewerbe arbeiten, eine Herausforderung. Aus der Not haben sich anfänglich viele selbst organisiert. Unterdessen ist das Betreuungsangebot besser.

MIX: *Das heisst, es ist alles gut?*

FG: Das Angebot an bezahlbarem Wohnraum und die hohen Lebenshaltungs- und Kinderbetreuungskosten stellen nach wie vor für viele Familien eine Herausforderung dar. Und die Krippen öffnen oft zu spät für den frühmorgendlichen Arbeitsbeginn oder sie sind zu weit weg. Die Tourismusregionen müssen sich bewusst sein, dass sie ihre Strukturen weiter an die neuen Realitäten anpassen müssen, nur schon aus wirtschaftlicher Notwendigkeit. Stichwort Fachkräftemangel: Portugal motiviert seit mehreren Jahren mit spezifischen Programmen junge Erwachsene zur Rückkehr – mit Erfolg...

«Kinder motivieren ihre Eltern immer wieder, Neues auszuprobieren, zum Beispiel Skifahren zu lernen.»

MIX: *Versteht das die Bevölkerung?*

FG: Familienbilder sind im ländlichen Raum noch oft relativ starr und traditionell. Es gilt die weitverbreitete Losung: «Wenn man Kinder will, soll man auch Zeit für sie haben.» Migrantinnen und Migranten werden damit für ein Familienmodell kritisiert, das sie nicht unbedingt wählen und hinter dem vor allem finanzielle Zwänge stecken. Bewegung in die Sache bringen oft bildungsnahe Familien aus dem Unterland, die aus anderen Gründen auf neue Familienmodelle setzen. Ihre Stimme hat meist mehr Gewicht.

MIX: *Welche Rolle spielen Kinder im Zusammenleben mit der länger ansässigen Bevölkerung?*

FG: Kinder spielen eine wichtige Rolle. Sie können sowohl integrieren als auch desintegrieren. Ihre Eltern knüpfen durch sie oft erste Kontakte mit anderen Eltern, lassen sich auf Anregung der Kinder auf neue Freizeitbeschäftigungen ein – Stichwort Skifahren – und sind motivierter, die lokale Sprache zu lernen. Aber wenn das nicht so leichtfällt und man auch noch wegen anderer Erziehungskonzepte und Familienvorstellungen kritisiert wird, führt das oft zu einem Rückzug. Dies hat Auswirkungen auf die Bildungschancen

der Kinder. Denn Informationen zum Schulsystem und zu den schulischen Anforderungen werden oft informell unter den Eltern ausgetauscht. Gerade zugezogene Eltern haben einen grossen Informationsbedarf. Die Schulen informieren zwar, setzen aber viel Wissen voraus. So ist manchen Eltern nicht bewusst, was von ihren Kindern bereits vor dem Schuleintritt erwartet wird. Darum sind Kontakte mit anderen Eltern essenziell für die Bildungschancen der Kinder und sie werden erfreulicherweise zunehmend durch spezifische Elternbildungs- und Frühförderangebote ermöglicht.

MIX: *Wie steht es hierbei um die sprachlichen Herausforderungen?*

FG: Der Blick darauf ist oft zu defizitorientiert und lediglich die Eltern werden in die Pflicht genommen. Dabei wäre schon viel erreicht, wenn Schulen Informationen in zielgruppengerechtem, einfachem Deutsch vermitteln würden. Dies wäre übrigens auch für viele hier aufgewachsene Eltern hilfreich, die die Fachterminologie aus dem Bildungsbereich auch nicht verstehen. Denn nur gut informierte Eltern können ihr Kind auch angemessen unterstützen. Darum sollte man auch vermehrt interkulturelle Dolmetschende beiziehen. Denn Gespräche mit Eltern zeigen, dass sie wichtige Informationen aus den Elterngesprächen nicht verstanden haben.

MIX: *Apropos Sprache, einer Ihrer Forschungsschwerpunkte sind die Bildungschancen an romanischen Schulen. Gibt es hierzu Besonderheiten hinsichtlich der zugezogenen Schülerinnen und Schüler?*

FG: Das Besondere ist, dass die Unterrichtssprache auf der Primarstufe Rätoromanisch ist, dass aber auf der Oberstufe mehrheitlich auf Deutsch unterrichtet wird und für die Berufsausbildung gute Deutschkenntnisse unerlässlich sind. Dieses System ist für die meisten rätoromanisch- und deutschsprachigen Kinder gut geeignet. Für Kinder mit einer anderen Erstsprache stellt es jedoch eine grosse Herausforderung dar. Gemäss Lehrplan wird Deutsch an rätoromanischen Schulen ab der dritten Primarklasse als Fremdsprache unterrichtet. In der Praxis wird aber davon ausgegangen, dass die Schülerinnen und Schüler bereits über gute Vorkenntnisse verfügen. Dies trifft

auf Rätoromanischsprachige in der Regel auch zu, da sie über die Familie, Medien etc. regelmässig Kontakt mit der Sprache haben. Der Deutschunterricht beginnt darum nicht bei null und ab der vierten Klasse werden bereits Deutschlehrmittel für Muttersprachige verwendet. Den Kindern, die in ihrem Umfeld nicht oder nur wenig in Berührung mit Deutsch kommen, fehlen die vorausgesetzten Grundkenntnisse unverschuldet. Sie haben entsprechend nicht dieselben Chancen.

MIX: *Wie erleben das die Eltern?*

FG: Viele sind überrascht über die hohen Anforderungen. Die einen vertrauen darauf, dass die Schule ihre Kinder unterstützt, andere fühlen sich stark unter Druck, private Unterstützung zu suchen. Ein weiteres Thema, das – jetzt unabhängig von der Sprachregion – Potenzial für Missverständnisse birgt, ist die Berufswahl. Denn das schweizerische Berufsbildungssystem unterscheidet sich unter Umständen von jenem des Herkunftslandes.

«Manchen Eltern ist nicht bewusst, was von ihren Kindern bereits vor dem Schuleintritt erwartet wird.»

MIX: *Und wie finden sich Familien jenseits des Bildungssystems zurecht?*

FG: Es braucht viel Geduld und hängt oft von individuellen Türöffnerinnen und Türöffnern ab, wie schnell man dazu gehört. Wer neu an einem Ort ist, braucht Mut, um auf andere zuzugehen, erst recht, wenn man deren Dialekte und Gewohnheiten nicht versteht. Was ich immer wieder gerade in Dörfern sehe: Diejenigen, die sich akzeptiert fühlen, zeigen eine starke Zugehörigkeit zum Ort. Wenn Menschen hingegen andauernd das Gefühl gegeben wird, nicht dazuzugehören, ziehen sie sich umgekehrt zurück – und oft auch weg, falls sie die Möglichkeit haben.



Aus dem Rahmen gefallen *Keine Familie ist wie die andere. Deshalb passt auch keine in ein fixes Raster. Drei Menschen geben Einblicke in be- sondere Wendungen des Familienglücks.*

TEXT: PHILIPP GRÜNENFELDER. FOTOS: NICOLA PITARO

Antony Swampillai Nikolapillai (44), Domat/Ems
«**Meine Mutter war nicht eifersüchtig**»

Es war mein Glück, mehr als ein Elternpaar zu haben. Das Anerkennungsverfahren nach meiner Flucht aus Sri Lanka in die Schweiz dauerte Jahre und die Unsicherheit war gross. Über ein Inserat fand ich ein Zimmer bei einem älteren Schweizer Ehepaar in Landquart. Mit der Zeit wuchsen wir uns wie Eltern und Sohn ans Herz und sie engagierten sich mit voller Kraft für mich. Auch deshalb bekam ich 2014 endlich die B-Bewilligung. Es war Sommer, aber mein «Vater» hängte die Weihnachtsbeleuchtung raus. Auf Nachfragen von Nachbarn meinte er, jetzt sei für ihn Weihnachten! Leider ist er kurz darauf mit 97 Jahren verstorben, wie auch meine 88-jährige «Mutter». Meine leibliche Mutter in Sri Lanka war kein bisschen eifersüchtig. Sie zeigte im Gegenteil viel Vertrauen und sah es wohl so wie ich jetzt, wo ich zwei eigene Kinder habe: Eine ideale Familie ist wie ein harmonisches Orchester, in dem jedes Mitglied ein einzigartiges Instrument spielt. Die Eltern sind die Dirigenten, die liebevoll den Takt vorgeben, aber auch Raum für Individualität lassen.



Giovanni Vitarelli (81), Chur
 «Man lernt auch mal wegzuschauen»

Schon als Schuljunge arbeitete ich nach dem Unterricht in einer Schuhmacherei. In meinem italienischen Dorf war das üblich. Für die Lehre zog ich in die Hauptstadt der Region Molise. Das waren zwar nur 40 Kilometer, aber meine Familie konnte ich nur noch zweimal im Jahr sehen. Mit 18 folgte ich dem Trend und landete bei einem Schuhmacher im deutschen Ulm. Besonders hart war die Trennung von meiner Verlobten und heutigen Frau. Damit ihre Eltern nichts von der Liaison erfuhren, schrieben wir uns über meinen ehemaligen Lehrmeister. 1963 folgte ich meinem Bruder nach Chur, fand schnell eine Stelle in einer Schuhmacherei und konnte bald heiraten. Zehn Jahre später übernahm ich den Betrieb und übergab ihn erst 2008 einem meiner beiden Söhne. Ich habe ihn selbst ausgebildet. Vater und Sohn, das lief natürlich nicht immer reibungslos. Wir waren ideell gefühlt mehr als eine Generation auseinander. Aber man lernt auch mal wegzuschauen und die Konstellation war doch ein grosses Glück für mich. Familie ist mir in der heutigen schnelllebigen Zeit noch wichtiger als früher. Ich geniesse es, wenn möglichst alle mit meiner Frau und mir zusammen sind.



Merla Osorio (46), Chur
 «So was hätte ich mir nie erträumt»

Meine Frau habe ich vor 15 Jahren in Nicaragua kennengelernt. Nathalie besuchte eine Freundin, die im selben Strassenkinderprojekt gearbeitet hat wie ich. Nachdem wir ein Paar wurden, lebte sie die Hälfte des Jahres bei uns, die andere in Chur. Über Weihnachten hatte ich als Lehrerin genug lange Ferien und konnte auch zu ihr und ihrer Familie in die Schweiz reisen. Für Frauen- oder Männerpaare ist es schwierig in Nicaragua, sie werden nicht gerne gesehen. Auch die politische Situation ist seit Jahren angespannt. Als 2018 Proteste gewaltsam unterdrückt wurden und ich meine Stelle verlor, entschieden wir uns für ein Leben ganz in Graubünden. Wir liessen unsere Partnerschaft registrieren und vor kurzem in eine «echte» Ehe umschreiben. So was hätte ich mir in Nicaragua nie erträumt. Das Glück vollkommen machte vor zwei Jahren die Geburt unseres Sohnes Thiago Andri. Für mich persönlich ist eine eigene Familie zu haben, Verantwortung zu teilen und dem Kind eine gute Zukunft zu geben, das Schönste.



Grünbuntes Treiben In Chur lockt eine ganz besondere Stadt-oase. Auch wegen ihrer Pflanzen. Vielmehr aber wegen der Menschen, die sie hegen, pflegen und beleben. Ein Besuch im «Bienagarta».

TEXT: PHILIPP GRÜNENFELDER

Khakigrün, Jadegrün, Anisgrün, Wassergrün, Graugrün, Smaragdgrün und dazwischen mal Altrosa, mal Sonnengelb, mal Tomatenrot. Die Farbpalette des «Bienagarta» auf einer Baubrache in Chur ist so breit gefächert wie die Menschen, die für das Spriessen und somit das Leben auf der ansonsten grau-kargen Fläche sorgen. Da wäre einmal Karin Roth. Wo der-einst wieder Bagger auffahren sollen, sorgt vorerst sie für Erdbewegungen. «Die Stadt Chur hat uns Material sowie vor allem Humus für die Hoch- und Flachbeete bereitgestellt», freut sich die ausgebildete Gärtnerin und Sozialpädagogin. Auch für einen Wasseranschluss habe die Stadt gesorgt, nachdem die «IG lebendiger Wohn- und Lebensraum Chur» auf Initiative von Yvonne Michel Conrad vor rund drei Jahren grünes Licht für das Urban-Gardening-Vorhaben bekommen habe. Seit Mai 2023 ist der «Bienagarta» unter Leitung von Roth Teil von «HEKS Neue Gärten». Das Projekt packt Menschen im ganzen Land bei ihrer Gartenleidenschaft, denn das Hilfswerk weiss, dass das verbindet. «HEKS will Begegnungs-orte schaffen, an denen Menschen über ein gemeinsames Interesse zusammenfinden. Frauen, Männer und Kinder, die sonst wenig Gelegenheit haben, Kontakte zu knüpfen, und denen die Integration in den gesellschaftlichen Alltag teilweise schwerfällt», erklärt Roth. Sie zählt Migrantinnen und Migranten genauso dazu wie ältere Menschen, Sozialhilfebeziehende oder Working Poor, die bereits ihr ganzes Leben in der Schweiz verbracht haben. «Aber im Sinne der Inklusion auch einfach Gartenaffine aus dem Quartier», betont sie. Mitbringen müsse man nichts ausser Neugierde und Saatgut oder Setzlingen. Verpflichtend sei hingegen der wöchentliche Dienstagstreff. «Er bietet uns die Gelegenheit, aktiv mit der Gruppe zu arbeiten und Know-how zu Themen wie Ökologie, Biodiversität, Samen-

vielfalt oder Ernährung zu vermitteln», sagt Roth. Man dünge hier beispielsweise konsequent mit Kompost, was längst nicht allen Gärtnerinnen und Pflanzenliebhabern geläufig sei.

Vermisste Gärten

Kuttbetin ist heute zum ersten Mal hier. Die Fachstelle Integration, die das Projekt genauso unterstützt wie die Reformierte Kirche Chur, hat ihm den Ort empfohlen. Der Kurde mittleren Alters flüchtete vor drei Jahren in die Schweiz. «In der Türkei hatte ich einen üppigen Garten, den ich hier sehr vermisse», nennt er einen der Gründe, weshalb er dem Hinweis seines Jobcoaches gefolgt ist. Ein anderer ist das Bedürfnis nach Austausch. Wüsste man nicht um seinen Neueinstieg, würde man Kuttbetin als festen Bestandteil der Gruppe verstehen. Er unterhält sich mal hier, mal dort, wägt mit Karin Roth ab, welches Fleckchen er bald bestellen könnte, und hilft mit, in der Grillschale einzufeuern. Auch zum gemeinsamen Znacht steuern alle einen Teil bei – inklusive Eigengewächse und -kreationen. Angerichtet wird bei einem alten Bauwagen mit Vordach, der das witterungsgeschützte Zentrum des «Bienagarta» bildet. Darum herum finden sich Sitzgelegenheiten und sogar eine alte Hollywoodschaukel. Bei ihr hat sich nach dem täglichen Giessen ein Grüppchen Ukrainerinnen eingerichtet. Natalia entpuppt sich als deren engagierte Wortführerin – auch weil sie am besten Deutsch spricht. «Als ich vor zwei Jahren in die Schweiz kam, war ich dauernd traurig. Die Zeit im Garten, die Arbeit mit den Händen heiterten mich auf», blickt sie auf die ersten Monate in Chur zurück. Der Kontakt zu anderen Menschen sei wichtig, um

ITALIANO

Attività all'insegna del verde

Un gruppo di appassionati di giardinaggio rivitalizza un'area edile incolta sulla Bienenstrasse a Coira. La promotrice del progetto di giardinaggio urbano è Andrea Roth. Da maggio 2023 assiste il progetto «Bienagarta» (giardino delle api), nato nel 2019 quale progetto per la creazione di reti del programma «HEKS Neue Gärten». L'ente assistenziale coinvolge in questo programma persone di tutto il Paese che condividono la passione per la coltivazione e la cura di ortaggi, erbe e fiori. «Offriamo così a donne, uomini e bambini con pochi contatti sociali, una divertente possibilità per crearsi una rete sociale», spiega Roth. Tra i partecipanti vi sono migranti, così come persone anziane, beneficiari dell'aiuto sociale o working poor che hanno trascorso tutta la vita in Svizzera. Non occorre nulla, se non curiosità, sementi e piantine. L'incontro settimanale del martedì è invece obbligatorio. «Ci offre la possibilità di lavorare attivamente con il gruppo e di trasmettere conoscenze sui temi ecologia, biodiversità, varietà delle sementi o alimentazione», dice Roth. Ciò anche nei mesi autunnali e invernali, quando ci si dà appuntamento al KulturPunkt.GR.

RUMANTSCH

Nova vita verda e giaglia

Ina grupp da personas entusiasmadadas per l'iert dat vita al terren betg surbajegià a la Bienenstrasse a Cuira. L'inizianta dal project dad urban gardening è Andrea Roth. Dapi il matg 2023 tgira ella il «Bienagarta» ch'è vegnì creà l'onn 2019 sco project da colliaziun en il rom dal program da l'Agid da las Baselgias evangelicas svizras (HEKS) Novs ierts. Cun quest project sveglia l'ovra d'agid la passiuun per trair, tgirar e cultivar legums, ervas e flurs tar personas da l'entir pajais. «Cun quest iert purschain nus a dunnas, ad umens ed ad uffants che n'han strusch contact cun la societad, ina pussaivladad da sa colliar plain plaschair», declera Roth. I fan part migrantas e migrants sco er personas pli veglias, personas che retiran agid social u lavurantas e lavurants povers che han gia passentà lur entira vita en Svizra. Purtar cun sai ston las personas interessadas mo mirveglias, semenza u plantinas. Obligatoric saja percenter l'inscunter dal mardi che ha lieu mintga emna. «Quest inscunter ans permetta da lavurar activamain cun la grupp e d'intermediar enconuschientschas davart temas sco ecologia, biodiversitad, diversitad da semenzas u nutriment», di Roth. En quest senn duai quai cuntinuar er durant ils mais d'atun e d'enviern. Alura vegn ins a s'inscuntrar en il KulturPunkt.GR.

dem Kriegsgeschehen in der Heimat, bei Familienmitgliedern, auch mental entfliehen zu können, erklärt sie. Die vier Frauen um die 55 lernten sich hier im Garten kennen. «Aber eben auch andere Menschen. Es ist fantastisch, wie viele verschiedene Kulturen in der Schweiz zusammenfinden», zeigt sie sich genauso erstaunt wie entzückt. Es verwundert nicht, dass Natalia mittlerweile auch in einem Laientheater mit anderen Migrantinnen und Migranten mitspielt.

Hand anlegen

Juliet hingegen lebt bereits seit 30 Jahren in Chur. Damals aus Sri Lanka gekommen, hat sie ihre Kochkünste längst mit den kulinarischen Gewohnheiten der Schweiz abgeglichen. Gleichwohl oder gerade deshalb möchte sie als Stadtkind nun endlich lernen, wie man für die eigene Küche saisonales Gemüse und Kräuter heranzieht. «Gäbe es Karin nicht, wäre ich nicht in den Garten gekommen», sagt sie freimütig, hätte sie doch keine Ahnung vom Gärtnern und sei auf Unterstützung angewiesen. Die Angesprochene freut das natürlich und sie unterstreicht, dass auch die anderen Teilnehmenden ihr Wissen und ihre Erfahrung gerne weitergeben würden. Das soll auch in den Herbst- und Wintermonaten so sein.

Dann finden die dienstäglichen Zusammenkünfte im KulturPunkt.GR statt. «Dort werden wir ebenfalls einiges vermitteln und gemeinsam erarbeiten können, beispielsweise beim Einmachen oder Kochen», so Roth. Davon ist zwar noch nichts zu erahnen in der lauschig-lebendigen Sommerabendstimmung, aber man erwartet nicht, dass die weniger grünschattierten Jahreszeiten der guten Laune etwas anhaben könnten. ●

Im «Bienagarta» gibt es noch freie Plätze:
→ Karin Roth, 076 700 92 34,
karin.roth@heks.ch
→ heks.ch

Was bringt die Zukunft? Geflüchtete wissen gewöhnlich, dass sie nicht in ihr Herkunftsland zurückkehren werden. Bei den Menschen aus der Ukraine ist das anders. Das stellt auch die Fachstelle Integration vor neue Herausforderungen.

TEXT:
MELANIE KLEIN

Kurze Zeit nach dem kriegesischen Angriff Russlands auf die Ukraine sieht man in den Schweizer Städten lange Warteschlangen vor Registrationszentren. Innert kürzester Zeit sind Tausende Frauen, Kinder und ein kleinerer Teil Männer aus der Ukraine in der Schweiz angekommen. Um ihnen rasch und unbürokratisch Schutz zu bieten, wendet der Bundesrat erstmals den Schutzstatus S an. Damit erhalten Geflüchtete aus der Ukraine automatisch das Aufenthaltsrecht, ohne ein ordentliches und langwieriges Asylverfahren durchlaufen zu müssen. Und somit auch die Erlaubnis, bereits unmittelbar nach der Ankunft eine Arbeit aufzunehmen.

Die Fachstelle Integration des Kantons Graubünden stellte diese neuartige Ausgangslage vor einige Herausforderungen. Das sagt Felix Birchler, Leiter der Fachstelle. Er ruft in Erinnerung, dass am Anfang völlig unklar war, wie viele Personen insgesamt einreisen würden: «Dass praktisch alle auf einmal kamen, war erst im Nachhinein klar», so Birchler. Die Geschwindigkeit ist nur eine der Besonderheiten dieser Fluchtbewegungen. Was ebenfalls ungewohnt war: Während anerkannte Flüchtlinge gewöhnlich nicht ins Herkunftsland zurückkehren können, wussten weder die Geflüchteten aus der Ukraine noch die involvierten Stellen, wie viele für wie lange in der Schweiz bleiben würden. Der Bundesrat ging zunächst von einer raschen Rückkehr aus, was auch sein Begriff des «rückkehrorientierten Status» deutlich macht. So beschränkte der Bund anfänglich die Gültigkeit des Ausweises S auf ein Jahr und sprach keine Gelder für Integrationsmassnahmen in den Kantonen.

«In dieser Phase galt es, herauszufinden, was überhaupt unsere Aufgabe war», sagt Birchler, denn offiziell hatten die kantonalen Integrationsfachstellen für diesen Fall keinen Integrationsauftrag. Gleichzeitig waren sie mit Erwartungen aus der Bevölkerung konfrontiert, dass Ukrainerinnen und Ukrainer schnellstmöglich Zugang zu Sprachkursen und Unterstützung bei der Arbeitssuche erhalten sollten. Auch von Gastfamilien gingen gemäss Birchler Anfragen ein, wann es nun endlich losginge mit den Sprachkursen.

Dabei war es so kurz nach Ausbruch des Kriegs noch zu früh für Integrationsmassnahmen, unabhängig von der Frage, wer diese finanzieren würde. «Nach der Ankunft geht es in erster Linie darum, die Menschen unterzubringen und sie hinsichtlich der ersten Schritte zu beraten», sagt Birchler und fügt hinzu: «Geflüchtete wollen erst einmal an- und zur Ruhe kommen.» Das war auch bei den Menschen aus der Ukraine nicht anders. Doch während die Bevölkerung sonst kaum mit dem Asylwesen in Berührung kommt, war sie diesmal näher dran, gerade weil einige Geflüchtete bei Gastfamilien untergebracht waren.

Zweigleisig fahren

Sollte man ohne Finanzierung durch den Bund Integrationsangebote aufbauen? Und wie sollten diese aussehen, wenn auch die Geflüchteten nicht wissen, ob sie bleiben oder zurückkehren? «Für uns war diese Ungewissheit herausfordernd», sagt Birchler. Während einzelne Kantone bestehende Sprachkurse für Geflüchtete aus der Ukraine öffneten, entschied sich Graubünden bewusst gegen diesen Weg. «Wir wollten auf jeden Fall verhindern, dass andere Geflüchtete, die auf einen Sprachkurs angewiesen sind, um ihrer Integrationspflicht nachzukommen, plötzlich keinen Platz mehr haben», sagt Birchler. Auch im Nachhinein sei dieser Entscheid richtig gewesen.

Als der Bund mit dem Programm S im April 2022 doch Gelder spricht, entscheidet sich die Fachstelle für den Aufbau einer eigenen Struktur für die Ukrainerinnen und Ukrainer, die in Graubünden registriert sind. Sowohl die Sprachkurse als auch die Jobcoachings sollen parallel zu den bereits bestehenden Formaten angeboten werden, um das bestehende System nicht zu gefährden. Gegen eine sofortige Vermischung mit anderen Zielgruppen spricht auch die unterschiedliche Ausgangslage: Der Schutzstatus S ist mit keiner Integrationspflicht verbunden. Für die Betroffenen sind sowohl die Teilnahme an Sprachkursen als auch die Bemühungen um die Integration in den Arbeitsmarkt freiwillig. Birchler weist ausserdem auf die relative Homogenität der Gruppe hin: «Grosso modo handelt es sich um

schulgewöhnte Sprachanfängerinnen und -anfänger. Und fast niemand von ihnen weiss, ob sie diese neue Sprache tatsächlich für eine Zukunft in der Schweiz brauchen werden.»

Was heisst nachhaltige Integration?

Bereits im Sommer 2022 starteten an neun Orten im Kanton Deutsch- und Italienisch-Intensivkurse, und rund die Hälfte der in Graubünden registrierten Geflüchteten meldet sich für einen an. Die Jobcoachings dagegen starteten erst im Frühjahr 2023. «Unabhängig davon, welche Qualifikation jemand mitbringt, ist die Sprache der Schlüssel zum Arbeitsmarkt», erklärt Birchler.

Auch Elsje Moulijn, die als eine von drei neu eingestellten Jobcoaches Ukrainerinnen und Ukrainer berät, muss ihren Klientinnen und Klienten immer wieder erklären, dass sie erst ihr Deutsch verbessern müssen, bevor sie eine Stelle suchen. «Viele sind voller Tatendrang, wenn sie für ein Beratungsgespräch kommen, verstehen aber auch schnell, dass eine Arbeit in der Buchhaltung, in einem Büro oder in der Pflege mit einem A1- oder A2-Sprachniveau nicht möglich ist», sagt Moulijn. Sie erlebt immer wieder, dass Frauen und Männer schon eine halbe Stunde vor dem Termin erscheinen und sichtlich nervös sind. «Denn oft ist es das erste Mal seit der Flucht, dass jemand nach ihrer beruflichen Vergangenheit oder ihren Zukunftswünschen fragt», so Moulijn.

Für die Jobcoaches ist es häufig schwierig, herauszufinden, was die Menschen mitbringen. «Der Grossteil hat zwar eine tertiäre Ausbildung absolviert, doch viele haben keine Arbeitserfahrung auf ihrem Gebiet», sagt Moulijn. Sie erzählt von einer Frau, die Psychologie studierte und nach ihrem Abschluss Handys verkaufte, von Klientinnen und Klienten, die nie eine offizielle Stelle hatten, und fügt hinzu: «Wir vergessen oft, dass im Osten der Ukraine schon seit 2014 Krieg herrscht und viele Geflüchtete, gerade aus diesen Landesteilen, seit Jahren in einer unstabilen Situation leben.»

In den Gesprächen versucht Moulijn, neben den Qualifikationen gemeinsam mit ihren Klientinnen und Klienten auch herauszufinden, was deren Pläne sind, welche Wünsche und Vorstellungen sie haben. Doch die grosse Unsicherheit

darüber, ob sie hierbleiben, ob der Schutzstatus verlängert wird, macht es schwierig, Antworten auf diese Fragen zu finden. Die meisten wollen gemäss Moulijn vor allem eines: Einfach wieder arbeiten. «Sie wollen auf keinen Fall vom Sozialstaat abhängig sein und sind auch bereit, einfache Jobs anzunehmen.» Einige hätten bereits selbst eine Stelle gefunden, viele davon in der Reinigung oder Gastronomie, als Pizzakurier oder Verkäuferin. Und von manchen hört Moulijn, dass sie ohnehin zurückkehren werden und es ihnen egal sei, was sie arbeiteten. In solchen Fällen bieten die Coaches Unterstützung beim Erstellen des Lebenslaufs und beim Bewerben – auch für Stellen, die nicht ihrer Qualifikation entsprechen.

Grundsätzlich ist das Ziel der Fachstelle eine nachhaltige Integration in einem passenden Job und nicht, dass Geflüchtete einfach möglichst schnell arbeiten. Nur: Was heisst das, wenn niemand weiss, wie es mittelfristig oder gar längerfristig weitergeht? «Unsere Aufgabe ist es, damit im Alltag umzugehen», sagt Moulijn.

Im Austausch mit Partnern wie Arbeitgebern, Schulungs- und Reintegrationspezialistinnen versuchen die Jobcoaches, Wege zu entwickeln, wie sich die Menschen trotz aller Unsicherheit weiterentwickeln können: über Schnupperstage, Praktika, Qualifikationsprogramme wie beispielsweise einem auf IT ausgerichteten Deutschtraining. Moulijn kann von Geflüchteten erzählen, die Praktika in Architekturbüros, einer Garage oder einem Pflegeheim absolvieren. Sie nennt das Beispiel eines Arztes, der ein Praktikum als Pflegehelfer absolviert und einfach froh ist, wieder in seinem angestammten Umfeld arbeiten zu können. «Ich bin sehr beeindruckt, wie diese Menschen trotz aller Unsicherheiten versuchen, hier ein neues Leben aufzubauen», sagt sie. Es sei wichtig, ihnen ein Licht am Ende des Tunnels aufzeigen zu können. ●

«Die Sprache ist der Schlüssel zum Arbeitsmarkt, unabhängig von der Qualifikation.»

Schaffen Sie Zukunft

Die Integration von anerkannten Flüchtlingen und vorläufig aufgenommenen Personen in die Arbeitswelt ist Voraussetzung für eine selbstständige Lebensführung. Stellensuchende zeigen deshalb erfahrungsgemäss viel Willen und Engagement. Die Fachstelle Integration des Kantons Graubünden unterstützt sie mit einer beruflichen Integrationsförderung und arbeitet dafür mit Jobcoaches. Für das Gelingen braucht es Arbeitgebende, die Einstiegschancen in Form von Schnupperwochen, Praktika, Temporär- oder Festanstellungen bieten. Für Interessierte, die bereit sind, das berufliche Potenzial eines Menschen aus einem anderen Kulturkreis zu fördern, stehen wir mit weiteren Informationen gerne zur Verfügung.

→ Tel. 081 257 26 38
 → jobcoaching@integration.gr.ch
 → fluechtlinge.gr.ch

Ein Herz aus Gold *Mit dem von ihr gegründeten Verein Balikatan setzt sich die studierte Politikwissenschaftlerin und Linguistin Adora Fischer seit 30 Jahren unermüdlich für andere ein – und denkt nicht daran, aufzuhören.*

TEXT: GÜVENGÜL KÖZ BROWN. FOTO: NICOLA PITARO



In einer Welt, in der insbesondere auf den sozialen Medien viel Aufwand betrieben wird, um Selbstliebe und Selbstfürsorge zu zelebrieren, entsteht leider oft der Eindruck, dass das Wohlergehen von weniger privilegierten Menschen keine grosse Rolle spielt. Glücklicherweise ist es aber ratsam, nicht vorschnell den Teufel an die Wand zu malen, denn in derselben Welt

existieren auch Menschen, die bewusst über den eigenen Tellerrand hinausblicken und aktiv dazu beitragen, dass es auch denjenigen unter uns besser geht, die nicht auf der Sonnenseite des Lebens stehen.

Von Manila nach Chur

Adora Fischer ist so ein Mensch. Schon der Grund, warum sie 1989 mit ihrem Bündner Ehemann ihre Heimat auf den Philippinen verliess und in die Schweiz kam, lässt einen erstaunt die Augen reiben. «Wir haben meinem Schwiegervater versprochen, dass wir in die Schweiz ziehen, falls er pflegebedürftig werden sollte», sagt sie mit einer bemerkenswerten Bescheidenheit, als wäre es ganz selbstverständlich, ein solches Versprechen einzulösen. Trotz enger Bezugspersonen und Sprachkenntnissen sei das Ankommen in Chur aber alles andere als einfach gewesen, so Fischer. «Ich bin in Manila geboren und aufgewachsen – einer Stadt, die niemals schläft. Und plötzlich fand ich mich umgeben von imposanten Bergen und einer unglaublichen Stille», sagt sie mit einem amüsierten Unterton. «Was mich aber besonders irritierte, waren die vielen alten Menschen, die mit ihren Hunden allein spazieren gingen. Ich dachte mir, oh mein Gott, ist das meine Zukunft? Werde ich im Alter vereinsamen und nur noch mit einem Hund spazieren gehen?»

Vom Einzelschicksal zum Verein

Von dieser Vorstellung hat sie sich längst verabschiedet. Sie weiss, dass es in der Schweiz viele Einrichtungen gibt, die sich nicht nur um das Wohlergehen von Seniorinnen und Senioren kümmern, sondern auch um Menschen mit Migrationserfah-

rung sowie um Frauen oder Kinder. Das sie heute selbst eine solche Einrichtung führt, ist weniger dem Zufall geschuldet als vielmehr ihrem ausgeprägten sozialen und empathischen Wesen. Vor genau 30 Jahren, also im Jahr 1993, gründete sie gemeinsam mit zwei Freundinnen den Verein Balikatan, was auf Philippinisch so viel bedeutet wie «Dem anderen seine Schulter geben, um seine Last zu teilen». Auslöser war das Schicksal einer jungen philippinischen Mutter, die ihre Kinder und den Ehemann aus Verzweiflung verliess, weil die Umstände zu Hause unerträglich waren. «Es war an einem verregneten Tag, als ich sie zum ersten Mal sah. Sie stand draussen mit ihren sieben Sachen und wirkte verloren. In diesem Moment wusste ich einerseits, dass ich ihr helfen musste, andererseits wurde mir klar, dass dies kein Einzelfall sein konnte. Damals lebten in der Umgebung von Chur viele philippinische Frauen und die Wahrscheinlichkeit war gross, dass auch andere mit ähnlichen Herausforderungen zu kämpfen hatten. Rückblickend hat sich mein Eindruck bestätigt.»

Doch mit dem Eindruck allein lässt sich nicht professionell arbeiten. Deshalb stand schnell fest, dass sie einen Verein gründen musste. «Ich habe damals via Caritas Graubünden grosse Unterstützung von Caritas Schweiz erhalten. Sie stellten uns beispielsweise jemanden zur Verfügung, der uns zeigte, wie man Projektanfragen verfasst oder Budgets erstellt», erinnert sie sich. Ursprünglich als Selbsthilfeeinrichtung für Menschen aus den Philippinen ins Leben gerufen, bietet Balikatan aber mittlerweile seine Dienstleistungen auch für Frauen und Männer aus anderen Kulturen und Ländern an. Das Angebot reicht von Sprachkursen über Übersetzungs- und Beratungsdienste bis hin zur Kinderbetreuung in einer Spielgruppe. Da sich die Angebote stets an den Bedürfnissen der Menschen orientieren, werden sie bei Bedarf weiterentwickelt. Aktuell ist eine Zusammenarbeit mit Pro Senectute geplant. «Wir wollen Mittagessen für Seniorinnen und Senioren mit Migrationserfahrung anbieten. Wenn alles nach Plan verläuft, werden wir im Herbst mit der Umsetzung beginnen», erklärt die 68-Jährige, die offensichtlich selbst noch weit davon entfernt ist, in den Ruhestand zu gehen. ●



Schweizer Juden um 1840 – ohne Niederlassungsfreiheit.

Unendliche Geschichte *Die Personenfreizügigkeit wird schon länger diskutiert, als es unseren Bundesstaat gibt. Nur betraf sie lange Menschen aus anderen Dörfern und Kantonen statt Ländern.*

TEXT: PHILIPP GRÜNENFELDER. ABBILDUNG: SCHWEIZERISCHES NATIONALMUSEUM

Über kaum etwas debattiert die Schweiz so regelmässig und leidenschaftlich wie über die Personenfreizügigkeit. Die Wogen gingen bereits 1798 hoch, beim ersten Versuch, einen Bundesstaat zu gründen und die Niederlassungsfreiheit zwischen den Kantonen und Gemeinden einzuführen. Dagegen opponierten vor allem Kleriker. Sie befürchteten unheilvolle Folgen durch die Vermischung von Menschen aus katholischen und reformierten Landesteilen. Aber auch materiell privilegierte Gruppen wie zum Beispiel die die alten Stadtbürgerschaften stellten sich quer. Sie wollten ihre Sonderrechte nicht plötzlich teilen. Gleichwohl wurde die Personenfreizügigkeit – zumindest für Christen – eingeführt, denn die wirtschaftlichen Vorteile durch die damit einhergehende Handels- und Gewerbefreiheit gewichtete man mehr.

In der Nachfolge der kurzen helvetischen Republik kippten die neuen Errungenschaften wieder. Lediglich 13 progressive Kantone behielten sie ab 1819 in Form eines Niederlassungskonkordats bei. Für die konservativen Stände brachte ihre ablehnende Haltung denn auch in erster Linie ökonomische Nachteile: Oft wanderten reformierte Fachkräfte und erfolgreiche Industrielle nämlich in der Folge wieder ab.

Abschiebung droht

Fast einen Durchbruch bedeutete die Gründung des heutigen Bundesstaates 1848. Fast, weil die erneute Einführung der Niederlassungsfreiheit nach wie vor nicht für Juden galt. Selbst Christen hatten Schwierigkeiten, in andere Kantone zu ziehen, weil sie einen Nachweis über ihre wirtschaftliche Unabhängigkeit und einen guten Leumund erbringen mussten. Schon ein «unsittlicher Lebenswandel», eine strafrechtliche Verurteilung oder Schulden führten zur Abschiebung in die Heimatgemeinde.

Druck aus dem Ausland brachte 1866 schliesslich die Gleichstellung der Juden. In einem Handelsvertrag forderte Frankreich auch für seine Juden die Niederlassungsfreiheit hierzulande. Die Schweiz wollte sich mit finanziellen Anreizen herauswinden, doch die Nachbarn hielten fest, «Fragen von hoher Moralität» liessen sich nicht gegen Zollermässigungen eintauschen. Wieder acht Jahre später verbesserte eine Totalrevision der Bundesverfassung nochmals die Stellung aller «kantonsfremder Niedergelassener». Und die Personenfreizügigkeit für Ausländerinnen und Ausländer heute? – steht auf einem anderen, wenn auch sehr ähnlich gefärbten Blatt Papier ...

Sprachwandel

«Wenn du das Gefühl hast, dich nicht mit der Welt versöhnen zu können, dann musst du eine fremde Sprache lernen», sagte unser Professor, der uns an der Universität in Bagdad Linguistik lehrte. Das ist genau das, was ich seit mehr als zwanzig Jahren in der Schweiz tue.

Während der Kriegsjahre im Irak verwandelten sich viele Wörter in ihr semantisches Gegenteil. Die Leute fingen an zu reden, als wollten sie Zäune zwischeneinander bauen. Die Gespräche nahmen scharfe Züge an, sogar die Körpersprache wurde schmerzhaft, und es gibt eine Reihe von Wörtern, bei denen ich bis heute nicht verstehe, wie sich ihre Bedeutung verwandeln konnte – beispielsweise das Wort *Cinema*. Plötzlich bedeutete *Cinema* nicht länger nur «Filmkunst» oder bezeichnete den Ort, wo Filme gezeigt werden, sondern bezog sich jetzt auf den Zustand des Menschen im Krieg. Damit deutete man an, dass das Leben im Krieg nicht real, sondern imaginiert sei – ein Schein, etwas, das gar nicht existiere. Der Mensch war nicht mehr als ein Träger seiner Rolle, ein Werkzeug seiner Sprache, die ihm aufgezwingt worden war und der er gehorchen musste.

Bis heute verwenden viele Iraker das Wort *Cinema*, um einen hilflosen Menschen zu beschreiben. Für die Iraker ist es unmöglich, die Sprache des Krieges von ihrer alltäglichen zu lösen.



CARTE BLANCHE FÜR USAMA AL SHAHMANI (*1971), IRAKISCH-SCHWEIZERISCHER SCHRIFTSTELLER UND ÜBERSETZER. FOTO: AYŞE YAVAŞ



?!%

**Mehrfach-
diskriminierung
wird statistisch
kaum erfasst**

Wunde Punkte *Das Zeichnen ist die Sprache, mit der Cristian Verelst das Leben am liebsten beschreibt – und Gehörlosen eine pointierte Stimme gibt. Die Geschichte eines mehrfach diskriminierten Menschen zwischen Einsamkeit und Engagement.*

TEXT:
PHILIPP
GRÜNENFELDER
DOLMETSCHERIN:
MONICA SCHWARZ
FOTO:
DONATA ETTLIN

Die Stimmung schwankt zwischen ungläubigem Staunen, Beklemmung und gelöster Heiterkeit. Das Gespräch mit Cristian Verelst ermöglicht Einblicke in einen Alltag, der von Statistiken selten erfasst und von der Öffentlichkeit kaum wahrgenommen wird: einen voller Nachteile durch Diskriminierung aufgrund von mehreren Merkmalen gleichzeitig. Verelst ist gehörlos seit Geburt, schwul und konfrontiert mit einer ruhelosen Kindheit in Pinochets Militärdiktatur sowie einem steinigen Heranwachsen in der institutionellen Schweiz. Festgehalten hat der 41-jährige seine bisherigen Stationen in einer wunderbar vielschichtigen Comicautobiografie. «Einerseits, weil ich sie nicht immer wieder erzählen mochte, und andererseits, weil das Zeichnen eine Möglichkeit ist, die Sprachbarriere zwischen der Welt der Gehörlosen und jener der Hörenden zu überwinden», erklärt Verelst seine Leidenschaft. Auf Instagram folgen ihm über 16 000 Menschen. Er spricht wohl vielen aus dem Herzen, wenn er in Karikaturen pointiert auf wunde Punkte hinweist. «Die Schweiz ist beispielsweise eines der letzten Länder in Europa, das Gebärdensprachen noch nicht offiziell anerkennt», gibt er zu bedenken. In Chile sei er mit einer Welt von überforderten Eltern, Pflegefamilien und Heimangestellten konfrontiert gewesen, die den kleinen Jungen nicht verstanden haben und ihm auch nichts erklären konnten. «Ich lebte in mir allein und hatte keine Sprache, aber eine ausgeprägte visuelle Beobachtungsgabe», sagt er. Erst mit der Adoption in eine liebevolle Familie in der Schweiz, die Mutter Zürcherin, der Vater Belgier, lernte er ab fünf Jahren nach und nach auch Sprache.

Ausgebremst und ausgestossen

«Aufwachsen, ohne richtig kommunizieren zu lernen, kann zu Entwicklungsstörungen und psychischen Problemen führen», steht im Einleitungstext zu seiner Autobiografie. Wegen der späten und pädagogisch unzureichenden Schulung der Gebärdensprache sowie der mangelnden Zuwendung in den ersten Lebensjahren konnte auch Verelst sein Potenzial bisher nie ganz ausschöpfen. «Einen vielfältigeren Wortschatz eignete ich mir erst spät selbst an, dank der Untertitelung der Tagesschau und dem Nachschlagen von unbekanntem Wörtern», blickt er zurück. «Ich hätte gerne eine Ausbildung zum Haustechniker gemacht oder die Kunsthochschule absolviert. Beides scheiterte am Widerstand der Strukturen und an ungenügenden Sprachkenntnissen – obwohl ich in der Aufnahmeprüfung zur Kunsthochschule die praktischen Anforderungen erfüllte», sagt er etwas resigniert, da er wegen Unterforderung seinen Weg auch nicht in den Angeboten des zweiten Arbeitsmarktes sieht. Bessere Chancen erhoffte er sich dank eines Cochlea-Implantats, das zumindest ein geringes Hörvermögen versprach. Doch nach einer langen Odyssee liess er es wegen Nebenwirkungen wieder entfernen. «Es ist kein Wundermittel», betont er. Die Summe von Rückschlägen wie diesem mündete in seiner Jugend zusammen mit dem Frust über die Scheidung seiner Adoptiveltern und dem Stress in der Identitätsfindung als schwuler Mann bisweilen in gewaltsame Ausbrüche. «Heute lebe ich ausgeglichener, aber wirklich versöhnt bin ich noch nicht», begründet er sein beherztes Engagement für bessere Rahmenbedingungen für Gehörlose. Und in der Liebe? «Mir fehlen Nähe und Geborgenheit in einer Beziehung. Wie überall, erlebe ich auch in der queeren Community immer wieder Ausgrenzung. Schon die Kontaktaufnahme in einer Bar ist eine Herausforderung», berichtet er von überforderten Flirtpartnern. Freude bereitet ihm sein Freundeskreis mit einer Handvoll hörender und einer Gruppe gehörloser Menschen, queer und hetero gleichermaßen. «Das reicht ja eigentlich, aber eben ...»

«Das Zeichnen ist eine Möglichkeit, die Sprachbarriere zwischen Gehörlosen und Hörenden zu überwinden.»

→ civecomic.com
→ Instagram: [civecomic2](https://www.instagram.com/civecomic2)
→ «Keine stille Odyssee. Autobiografie eines Gehörlosen», fingershop.ch



Vreneli und die Büchsenravioli *Als italienische Delikatesse angepriesen, eroberte die Pastavariante in den 1950er-Jahren die Schweizer Herzen – aus der Aludose. Letztere hat ihre Wurzeln in Frankreich.*

TEXT: PHILIPP GRÜNENFELDER. ILLUSTRATION: LORENA PATERLINI

Hurra, der Bräutigam kommt» war der Titel eines sage und schreibe vierminütigen Werbespots, der 1952 das Schweizer Kinopublikum verlocken sollte. Ihr Weg zur Ehe sei mit Ravioli gepflastert gewesen, meinte darin die strahlende Braut Vreneli, während unter den Hochzeitsgeschenken tatsächlich ein paar Raviolibüchsen erscheinen. Die Pointe: Ihr Bräutigam Angelo ist Italiener und sowohl Vrenelis Eltern als auch ihr Götti besiegelten die Verlobung mit Einladungen zu Hero-Ravioli...

Vor 75 Jahren von der Lenzburger Convenience-Food-Herstellerin im grossen Stil lanciert, waren sie für die meisten Schweizerinnen und Schweizer die erste Berührung mit «italienischer Esskultur» und lagen voll im Trend. Die Nachfrage nach ausländischen Speisen stieg grundsätzlich stark an. Als Ironie der Geschichte könnte man bezeichnen, dass Hero die wachsende Nachfrage nach Konserven vor allem dank der Arbeitskraft von Migrantinnen und Migranten aus dem südlichen Nachbarland befriedigen konnte.

Zugewandert ist auch die Dose selbst. Der Pariser Zuckerbäcker Nicolas Appert hatte Anfang 19. Jahrhundert die Idee, Nahrungsmittel für Napoleons Armee in luftdicht verschlossenen Behältnissen zu erhitzen und dadurch zu konservieren. Er verwendete dafür Glasflaschen. Ennet dem Kanal tüftelte der britische Kaufmann Peter Durand weiter und setzte Apperts Methode 1810 mit unzerbrechlichen Blechkanistern um – den ersten Konservendosen.



→ In dieser Rubrik stellt MIX Alltägliches mit Migrationshintergrund vor, das wir längst eingebürgert und ins Herz geschlossen haben.

→ Zum Werbespot auf Youtube: QR-Code scannen.

Impressum

OKTOBER 2023

MIX Magazin für Vielfalt Graubünden erscheint einmal jährlich und kann kostenlos abonniert werden: info@integration.gr.ch

HERAUSGEBER

Amt für Migration und Zivilrecht Graubünden
Fachstelle Integration, Informationsverantwortliche: Margot Heuberger,
Tel. +41 81 257 26 02, integration.gr.ch



REDAKTION

Philipp Grünenfelder, Büro für Kommunikation
philippgruenenfelder.ch

GESTALTUNG

Konzept: Sibylle Ryser und Andrea Gruber
sibylleryser.ch / grubergestaltung.ch
Art Direction und Layout: Sibylle Ryser
Titelbild: Donata Ettlin, donataettlin.com

DRUCK

Casutt Druck AG, Chur; Auflage: 20 000 Ex.

